

Zehntes Capitel.

Stein als adlicher Herr.

Stein war adlicher Herr im idealen Sinne des Wortes. Er war nicht der Meinung, daß die adlichen Vorrechte Selbstzweck seien und darum um jeden Preis erhalten werden müßten, sondern er sah dieselben als Mittel an, daß das Vaterland in seiner Größe und Herrlichkeit erscheine. Als Preußen unter Napoleon geknechtet war und außerordentliche Hebel in Bewegung gesetzt werden mußten, wenn es befreit werden sollte, da konnte Stein in einer vertrauten Berathung mit Scharnhorst, Gneisenau, Grolmann und Boyen den Vorschlag machen, vor Ausbruch des Kriegs solle der König den Adel für aufgehoben erklären, und hinfort nur den Adel derer anerkennen, die im Kriege sich auszeichnen würden: ein Beweis, nicht daß er vom Adel gering gedacht, sondern daß er bereit war, für das Vaterland auch so theure Güter wie seine adliche Geburt hinzuopfern. Denn er hielt hoch vom Adel und wies ihm einen großen Beruf zu. „Nicht durch Hunde, Pferde, Tabakspfeifen, durch starres Vornehmthum wird der Adel den angesprochenen ausgezeichneten Platz im Staate sich erhalten“, so schrieb er an den Erzbischof von Köln einige Monate vor seinem Tode, „sondern durch Bildung, Theilnahme an allem Großen und Edlen, unerschütterliche treue Anhänglichkeit an das Vaterland und die Sache des Rechts.“ Er verachtete diejenigen, welche Glücksgüter und hohe Stellung dazu benutzten, dem sinnlichen Genuße sich hinzugeben, von Herzensgrunde. Ihm mußte die hohe Stellung dienen, den Fürsten kräftig zum Heile des Volks die Wahrheit zu sagen, und seine Güter waren ihm Mittel, das geistige Leben der Nation zu fördern und die christliche Barmherzigkeit zu üben.

Er verschmähte es, einem großen oder kleinen Herrn als Hofdecoration zu dienen: im Gefühle, einst reichsunmittelbar gewesen zu sein wie sie, saß er, fern vom kleinen Treiben der Höfe und des entarteten Adels, auf seinen Burgen, inmitten herrlicher Wälder, die zu pflegen als eine Schutzwehr gegen hereindringende, auf raschen Gewinn gerichtete Kleinwirthschaft, einem adlichen Herrn gar wohl ansteht. In beständiger politischer Thätigkeit stellte er sich zwischen König und Volk vermittelnd hinein, nach oben dringend auf Erhaltung der Freiheiten des Volkes, nach unten auf Achtung vor der königlichen Gewalt.

Wie er über den Adel dachte, dürfen wir zunächst aus einer zwar nicht von ihm verfaßten, aber doch mit seinen Gedanken erfüllten Denkschrift Schloßers aus Frankfurt entnehmen, der im Auftrag des westphälischen Adels die Frage über die Neubildung der Stände behandelte. Wir geben nur einige Stellen: „Diese Grundlage (des deutschen Adels) ist dreifach: 1) bedeutender, erblich zusammengehaltener Grundbesitz; 2) Erhaltung und Sicherung der Geschlechter; 3) sittliche Würde, Bewahrung des Bestehenden im Leben und Verfassung, was beides, in sich zusammenhängend, zugleich an das Obige geknüpft ist. Kein Glied dieser dreifachen Grundlage kann übersehen oder darf verletzt werden. Adel ist eben so wenig ohne die angemessenen materiellen als ohne die angemessenen sittlichen Bedingungen zu denken. — Das Wesen des deutschen, sowie eines jeden auf seiner wahren Grundlage beruhenden Adels, unter allen Bedingungen, kann folgendermaßen bezeichnet werden: Der Adel ist, in seinen materiellen Bedingungen, auf großen vaterländischen Grundbesitz gegründet. Dieser giebt ihm ein von dem Wohle des Ganzen durchaus untrennbares Interesse. Er giebt ihm eine bedeutende Stellung zu dem Oberhaupte des Staates, eine nicht minder bedeutende Stellung zu den um ihn wohnenden kleineren Grundbesitzern und denjenigen, die seine eigenen Felder bauen.

„Daraus entspringt ein geordneter Antheil an der Landes-

verteidigung, sowie an der Landesverwaltung und Vertretung der Landesbräuche und Rechte. Eine Versplitterung alles Grundbesitzes hat Untergrabung aller Sitte, aller Zucht, aller Freiheit, alles langdauernden Wohlstandes zur nothwendigen Folge. Der Adel hat, durch zweckmäßige Erbfolge, die großen Massen des Grundbesitzes im Lande erblich zusammen zu halten. Hier treten entschiedener die sittlichen Bedingungen des Adels hervor. Der Adel ist als Erhalter der Geschlechter der Nation wichtig; er erhält Pflichten gegen seine Familie, welche die übrigen Stände nicht haben; er erhält Pflichten zur Aufrechterhaltung der Sitte und alles dessen, was die Sitte läutert und stützt; des engen Bedürfnisses, drückender und kleinlicher Verhältnisse durch seinen Stand von Jugend auf überhoben, hat er die Pflicht, diesen Vortheil durch ernste Zucht und Bildung, wärmeren Antheil am Guten, größere Tüchtigkeit und Milde, Ahndung des Nützlichen, wo es erst keimt, den übrigen Ständen entgegenzuwiegen." "Den eigentlichen Adel würden diejenigen Familien ausmachen, deren Stammhaupt erblicher Provinzial-Landstand ist. Es bleibt nun zu untersuchen, welche würdige Unterkunft für die ihm zugehörigen männlichen und weiblichen Familienglieder möglich. Um hierüber zu bestimmen, muß man sich gestehen, daß ohne sittliche Zwecke und sittliche Würde kein Adel denkbar ist, daß der Begriff von Adel, sowie von corporativen Verhältnissen überhaupt, mit der Frage, ob in den geselligen Einrichtungen sittliche Kräfte als reelle Interessen können angesehen werden, oder ob nur materielle Kräfte für solche zählen können, steht und fällt. Glaubt man das Letzte, so verwerfe man den Adel und alles Corporative, ziehe das System der Meistbesteuerten hervor und schaffe dem beweglichen Vermögen Uebergewicht über das liegende. Glaubt man das Erste, so halte man auch an seiner Folge, nemlich, daß nicht Tugend, geistige und sittliche Kräfte Mittel zu einem sinnlich bequemen Leben seien, sondern daß man Stillung der sinnlichen Lebensbedürfnisse als nothwendige Stütze haben müsse, um das eigentliche Leben, das geistige, sittliche, zu heben. Hält der Adel an

dieser Folge, so wird er erst möglich. Ohne sie ist er in der That ein Wahn. Hält er an ihr, so kann er dem Ganzen der Gesellschaft wahrhaft segenvoll sein, Schöpfer und Beleger eines würdigen Geistes, Quell, aus dem eine Fülle edler Vaterlandstugenden strömt. — Wenn dem adelichen Stammhaupte, als erblichem Provinzial-Landstande, daher ein segenvoller Wirkungskreis für das Gesammte eröffnet ist, so bleibt ihm in seinen Zweigen die Bestimmung, sich in Allem, was sittlich und geistig gut und groß ist, dem Gesammtten nützlich zu erweisen. Der Priesterstand und der Stand der Lehre, also auch der Erziehung, ist eine wahrhaft adeliche Beschäftigung. Wissenschaften und Künste tragen durchaus nichts an sich, was seinem Berufe entgegen wäre. Der Kriegerstand, und wo man in bürgerlichen Diensten der Gesellschaft nützet, steht ihm offen. Pflege der Armen und Kranken war von jeher ein Stolz adelicher Töchter u. s. w." Die Denkschrift schließt: „Wer einmal die corporativen Verhältnisse und ihre Wichtigkeit im geselligen Ganzen gefaßt hat, der wird mit Sorgfalt darauf zu denken haben, daß nicht durch eine schroffe und unbillige Stellung ihr Werth in der Wirklichkeit verunstaltet werde, und so für die Wirklichkeit aufs neue verloren gehe. Wer Umrisse der Adelscorporation gewissenhaft zeichnet, kann nur dann sich selbst Genüge thun, wenn er die Umrisse der übrigen wesentlichen Körperschaften des geselligen Ganzen, ohne daß eine die andere in Schatten stellt, sich daneben zu zeichnen im Stande fühlt.“

Welch' eine Politik die adelichen Herren naturgemäß einschlagen sollten, hat Stein in einem fünfzigjährigen politischen Wirken leuchtend gezeigt. Und wie Stein den socialen Beruf des Adels erkannte, zeigte sich darin, daß er überall das höhere, geistige Leben der Nation pflegte, allem Edlen, Großen und Schönen Schutz verlieh und durch keinerlei selbstfüchtige Rücksichten sich in solchen Gesinnungen beengen ließ. Wir veranschaulichen diese Behauptung durch einige Züge, die seine Liebe zu Wissenschaft, Kunst und Kirche bekunden.

So gram er den Doctrinärs war, über die er sich nicht

scharf genug aussprechen konnte, so thörlich ihm eine Wissenschaft erschien, die in eitler Selbstgenügsamkeit dem sittlichen Leben sich entfremdete, so verderblich eine Richtung, durch welche die Nation in eine ausschließlich literarische Existenz hineingedrängt werden sollte: so hoch hielt er die echte Wissenschaft und so viel versprach er sich von derselben auch für das öffentliche Leben. Er glaubte, daß Stubengelehrte für den Staatsdienst nicht taugten, und tadelte zugleich Beamte, die nicht fortstudirten. Er war ein Feind aller Halbwisserei und bereicherte sein Wissen durch fortgesetztes eigentliches Studium bis in seine letzten Lebensstage. Er liebte es, am Schlusse der Briefe an Freunde wissenschaftliche Werke zum Studium zu empfehlen, und schon die Namen derselben geben Zeugniß von der Gründlichkeit und Vielseitigkeit seines Wissens und Forschens. Die Berliner Akademie, das Böhmische Museum in Prag und andere gelehrte Gesellschaften ernannten ihn zu ihrem Mitgliede: und reichlich hatte er solche Ehrenbezeugungen von Seiten der Wissenschaft verdient durch sein rastloses Wirken für die *Monumenta Germaniae*.

Diese Sammlung der Quellschriftsteller der deutschen Geschichte ward, nachdem Stein ins Privatleben zurückgekehrt war, man kann es wohl sagen, die Hauptaufgabe seines Lebens. Wir erwähnen dieselbe hier, wo wir Stein als adlichen Herrn darzustellen haben. Wir wissen wohl, daß mehr dazu gehört als adliche Geburt, dieses Unternehmen zu betreiben. Es bewies einen echt wissenschaftlichen Sinn, daß Stein ein Werk förderte, das erst durch die zweite und dritte gelehrte Hand der großen Menge der Gebildeten Gewinn und Genuß brachte, einen deutschen Sinn, daß er nach den tiefsten Wurzeln deutschen Wesens und deutscher Geschichte forschte, aber einen adlichen Sinn, daß er zu einem Unternehmen, das durch die Gelehrten allein nicht zu Stande gekommen wäre, die Hilfe seiner Stellung, seiner Verbindungen, seiner Kasse gern gewährte. Auch auf seinen Reisen trug er das lebendigste Interesse für diese Angelegenheit immer mit sich: in Rom hat er die biblio-

thekarischen Schätze selbst, so viel als möglich, benutzt. Er zeichnete bedeutende Beiträge, um das Werk zu Stande zu bringen. Er warb die reichen adlichen Herren in Westphalen, daß sie mit halfen. Er ersuchte die Staatsmänner, dem Unternehmen den Schuß der Regierungen zu verschaffen. Als der König und der Kronprinz von Preußen im Sommer 1821 nach Gms kamen, benutzte er die Gelegenheit, diese Fürsten zu gewinnen. Er brachte es dahin, daß in Frankfurt eine Centraldirection gegründet ward, in welche einige Bundestagsgesandte als Mitglieder eintraten. Eigene Beamte wurden für die Angelegenheit angestellt, deren Unterhalt Stein's Freigebigkeit und Sorgfalt verschaffte. An den verschiedensten Orten wurden Mitarbeiter gewonnen. Wo er einen Gelehrten fand, der Herz, Kopf und Hand für die Sache hatte, ließ er ihn das köstliche Gut seiner Liebe reichlich zu Theil werden. Einen tüchtigen Gelehrten auch tüchtig zu bezahlen, war seine Lust. An den verschiedensten Orten wurden Mitarbeiter gewonnen, zu Paris wurden unter Merians Leitung bedeutende Arbeiten unternommen. Nach andern Orten wurden junge Gelehrte abgesandt. Perz ging nach Wien und Rom. In ihm ward die Kraft gewonnen, der nachher die Leitung des Ganzen anvertraut werden konnte. Wahrhaft herzerquickend ist das Verhältniß des alten Freiherrn zu dem jungen Gelehrten, ein Verhältniß, aus welchem später die Lebensbeschreibung entsprungen ist, die Perz geliefert hat, dieses gründliche, tapfere, unschätzbare Werk, für welches ihn Deutschland nicht dankbar genug sein kann.

Wir theilen aus den Verhandlungen über die Sammlung der Quellschriftsteller Einiges mit, was theils für unsern Helden, theils für die Menschen und Meinungen seiner Zeit besonders charakteristisch ist.

Das Unternehmen verlangte bedeutende Geldmittel. Stein selbst war immer bereit zu geben. Aber er war auch unermülich, den deutschen Adel dafür zu gewinnen. Viele gaben gerne, Andere hatten für die Bitten, die im Namen der deutschen Geschichtsforschung an sie gerichtet wurden, kein Ohr. Auch

die Regierungen stützten die Sache nicht kräftig genug. Darüber konnte Stein denn unmuthig werden. „Mir scheint“, äußerte er in Bezug auf Altensteins Liebhaberei an Naturgeschichte, „unsere Nation hat ein größeres und allgemeineres Interesse an ihrer Geschichte, als an der Kenntniß irgend einer Erica vom Cap, oder eines brasilianischen Affen neuer Art.“ An Niebuhr: „Von denen Regierungen ist bisher wenig geschehen, man macht kostbare naturhistorische Expeditionen von Wien, München und Berlin nach Egypten, Nubien, Brasilien, dem Cap, man erforscht die Geschichte der Pharaonen, das Leben und Wesen der Colibris, Gazellen und Affen mit und ohne Schwänze, aber für die Geschichte unseres Volkes geschieht Nichts.“

An den Erzbischof von Köln, Grafen Spiegel, einen der kräftigsten Unterstützer des Unternehmens, schreibt er: „Es ist zu wünschen, daß reiche Privatleute und Regierungen das Unternehmen kräftig unterstützen, da die bisherigen Bemühungen für die Geschichte eine reiche Ausbeute bereits gegeben haben, von ihrer Fortsetzung sich aber noch bedeutendere erwarten lassen. Die wirkliche Erscheinung des ersten Bandes wird hoffentlich das Interesse des Publikums beleben, das sich bisher doch nur sehr schwach zeigte, weil es die widersinnigsten Ansichten lähmten: die Einen glaubten, die Gesellschaft habe revolutionäre Absichten, Andere besorgten, sie bezwecke die Wiederherstellung der weltlichen und geistlichen Aristokratie, und beiderlei verrückte Ansichten haben gelähmt, zurückgehalten, und die eine auf Minister, die andere auf Gelehrte gewürkt — unterdessen ist die Sache mit Gottes Hülfe vorgerückt, bei mäßigen Mitteln, und wird hoffentlich nicht untergehen.“ Niebuhr schrieb ihm, Herr von Altenstein habe ihm heilig versprochen, auf die Zahlung der Beiträge für das Geschichtswerk bündig anzutragen: um ihn dazu zu verpflichten, habe er ihm eine sehr schöne Zeichnung geschenkt, nachdem ihm der Appetit gestanden. „Wohl haben Sie Recht“, fährt er fort, „daß Ihr Unternehmen, ja alle erdenklichen Arbeiten für die Nationalgeschichte ausgeführt werden könnten, wenn man für die Naturgeschichte weniger verschwen-

dete: es reisen jetzt zwölf Naturforscher: — und für den Director des botanischen Gartens ist ein Landhaus, dem Garten gegenüber, für 22,000 Thaler gekauft.“ Aber auch Niebuhr's Geschenk half nichts. „Noch ist von Herrn M. von Altenstein keine Unterstützung erfolgt“, klagt Stein, „dagegen reisen zwölf Naturforscher, und wir dürfen den Gesang der südamerikanischen Singes hurleurs in Noten gesetzt erwarten von den gelehrten Bemühungen eines dieser Männer.“ An Niebuhr: „Wenn man nur einen kleinen Theil von dem, was so verschwenderisch auf Naturgeschichte verwandt wird, auf deutsche Menschengeschichte verwendete, so wäre uns reichlich geholfen.“ . . .

Dennoch hielt er fest daran, daß die Deutschen das Unternehmen zu Stande bringen müßten. Als Jemand auf russisches Geld des Kanzlers Romanzoff hoffend hinwies, erwiderte Stein: „Es wäre doch demüthigend, wenn wir zu unserer Ausgabe deutscher Geschichtsquellen der Unterstützung eines Russen bedürften — ich protestire feierlich dagegen.“ Selbst als später der Kaiser Alexander ihm das dazu erforderliche Capital anbot, lehnte Stein das Geschenk in der Zuversicht ab, daß Deutschland die nöthigen Mittel selbst beschaffen werde.

Die Professoren Dahlmann und Falk in Kiel hatten ihre Mitarbeit zugesagt; die Karlsbader Beschlüsse hatten aber die Ehre der Universitäten und ihrer Lehrer verunglimpft. Weil nun bei diesen Beschlüssen zum Theil dieselben Staatsmänner betheiligt waren, unter deren Schuß sich die Sammlung der deutschen Geschichtschreiber gestellt hatte, hielten es die beiden Männer für unehrenhaft, an dem Unternehmen sich zu betheiligen. Sie richteten Ablehnungsschreiben an den Legationsrath Büchler in Frankfurt, der damals mit der Leitung der Geschäfte beauftragt war. Dahlmann schrieb am 6. November 1819:

„Seit dem Bundestagsbeschlusse vom 20. September hielt ich den schönen Plan der Herausgabe der Geschichtsquellen des deutschen Mittelalters für aufgegeben; denn ich hielt es für unglaublich, daß dieselben Hände, welche das Todesurtheil unserer Preßfreiheit unterzeichnet haben, ein Werk zur Ehre der Literatur

versuchen möchten; auch glaubte ich, daß die Arbeiter, großen Theils academische Lehrer oder ihnen verwandt, wenig eifrig sein würden, sich unter die Direction von Männern zu stellen, durch deren Mitwirkung oder Zulassung sie und die ihrer Pflege vertrauten Anstalten unvergeßlich beleidigt und herabgewürdigt sind.

„Jetzt aber ersehe ich aus dem Briefe, mit dem mich E. S. beehren, und überändertem Diplom, daß Alles in seinem Gange bleiben soll.“

„Was nun Andere hierin thun werden, weiß ich nicht. Allein wenn ich auf viele von den Männern sehe, welche jetzt zu den offenbar verfolgten gehören, und wieder auf die Männer und Grundsätze, welche jetzt blühen und zur Nachachtung empfohlen werden, so darf ich für mich auf keine Ausnahme von der ausgesprochenen großen Anklage rechnen, und will darüber Niemanden irre führen. Meine Hoffnung ist dahin, daß unter solcher Leitung und solchem Schutze, nach solchen Vorgängen, ein Gebeihen für die Wissenschaften auch aus dem an sich preiswürdigsten Unternehmen erwachsen könne. Denn das beste Gelingen kann nichts Erhebendes fördern für den Geist und das Gemüth, was nicht in seinem innersten Wesen dem Geiste jener Protocolle widerstritte. Wer von der fruchtbaren Kraft und der religiösen Wärme unserer Vorwelt, dem Besten, was sie bietet, durchdrungen ist, wird er gelassen dem Zustande sehen können, welcher jetzt in Deutschland geschehlich werden soll? Eins muß mislingen oder das Andere; und ich möchte nicht, daß es gelänge, auf dem mit Unterdrückung und Verfolgung und womit vielleicht bald? besleckten Boden edle Früchte der Wissenschaft durch gebundene Hände zu ziehen. Und so sage ich mich los von dieser Unternehmung, bis ich weiß, daß, die aus unserer deutschen Bundesversammlung an ihrer Spitze stehen, sich erklärt haben; keinen Theil haben zu wollen an dem Uebel, welches jene Verfügungen unfehlbar über Deutschland bringen. Indem ich dieses niederschreibe, schwebt mir das Bild des erhabenen Stifters und ersten Vorstehers dieses Vereins vor, des Freiherrn von Stein, in meinen Augen des größten Staatsman-

nes, weil er seine Diplomatie unter die Verantwortlichkeit seines furchtlosen Rechtsgefühls und der öffentlichen Meinung stellte.

„E. S. belieben in dieser Aeußerung keine Ueberwallung einer bloß persönlichen Entrüstung zu sehen, ich stelle es darauf hin, ob in Deutschland zehn unbescholtene, dem Gegenstande gewachsene Männer sind, die dieses Gefühl nicht theilen. Bis dahin kenne ich keinen einzigen. Scheingründe meines Rücktrittes erdichten mochte ich nicht, möchte auch überall nicht jetzt schon die Farben jener schleichenden, unwürdigen Zeit tragen, welche sicher eintritt, wenn die Handlungen des Septembers, was der Himmel verhüte, Fortgang und Bestand gewinnen.“

Falk schrieb ähnlich. Stein erwiederte Dahlmann, das literarische Unternehmen, das mit der Gegenwart in keiner unmittelbaren Berührung stehe, könne durch die neuen Beschlüsse nicht gestört werden, die Theilnahme einzelner Bundestagsgesandten an der Direction sei zufällig, fördere aber die Sache, die Gesinnung dieser Männer sei aber sehr achtungswerth, sonst hätte er sich selbst nicht mit ihnen in Verbindung gesetzt. Er schloß: „Wollten wir auch nur das Schlimmste und Verderblichste annehmen, sollen wir darum verzweifeln, die Hand vom Pflug abziehen, uns dem Mißmuth und den Gefühlen eines unmännlichen Grams überlassen, alles Vertrauen auf die Vorsehung verlieren? Diese Handlungsweise ist eines kräftigen, tüchtigen, frommen Mannes unwürdig. Nehmen Sie also einen Entschluß zurück, den der Unwille über ein unserm Unternehmen ganz fremdes Ereigniß erzeugt hat, und beharren Sie in dem edlen, guten Vorsatz, das Gute, was durch Verbreitung der geschichtlichen Denkmäler des Vaterlandes bewirkt werden kann, zu gründen und zu befördern.“

Dahlmann blieb bei seinem Entschluß und sagte in einem Briefe an Stein: „Wir academische Lehrer müssen denjenigen Staatsmännern, die jetzt an der Universitäten Untergange arbeiten, ihre Würden und Ehren schon lassen, ihre Macht, uns zu schaden, uns vor der Welt als Verbrecher herabzuwürdigen

und das vertrauende Verhältniß, das den Studirenden an den Lehrer binden soll, zu zerstören. Alles das bleibt ihnen billig; allein daß wir sie dafür hochhielten, oder auch nur den Schein davon annähmen, und freiwillig in irgend eine Gemeinschaft mit denen träten, die falsches Zeugniß über uns abgegeben haben, dazu können sie uns nicht zwingen und dürfen es nicht. Oder wir hätten alle jene Beschuldigungen anerkannt und zugleich der Scham entsagt. Was mich persönlich angeht, so halte ich es für eine Ehrensache, zu denjenigen academischen Lehrern nicht gezählt zu werden, welche sich als durch besondere Vergünstigung von der allgemeinen Verdammung ausgenommen vielleicht bezeichnen möchten. Unsere Verhältnisse dürfen, so viel ich sehe, nicht diplomatisch zerstückelt, sie müssen bürgerlich ehrlich und offen sein, und wüßten wir es nicht sonst, so haben es die letzten Ereignisse gelehrt, daß uns unser gute Name noch mehr werth sein müsse als ein wissenschaftliches Unternehmen."

Stein, der nur die gute Sache im Auge hatte, verdroß dieß Verfahren. „Es ist ein reizbares, unvernünftiges Volk, das Gelehrten-Volk" — klagte er an Gagern.

Daß es nicht immer zufällig ist, wenn Staatsmänner Untersuchungen über das Leben und Weben der Colibris, Gazellen und Affen mit und ohne Schwänze „begünstigen“, aber für die Geschichte des Volks nichts thun, beweist die Auffassung, welche das Unternehmen in Wien fand. Der Bericht, den Perg aus Wien an Stein erstattet, ist zu bezeichnend, als daß wir ihn nicht theilweise hier geben sollten. Perg hatte mit Genß eine Unterredung gehabt, der seinerseits mit Metternich gesprochen hatte und nun eine als offiziell anzusehende Erklärung gab, die unter Anderm so sich ausläßt: „Seitdem zwei einander vernichtende Principe Europa und Deutschland getheilt, habe Oesterreich vor Allem innere Selbstständigkeit und Abgeschlossenheit wünschen und behaupten müssen. An Erhaltung des Bestehenden gebunden, gleiche es einer belagerten Festung, welche gegen den unter allen Gestalten angreifenden Feind auf der äußersten Hut sein müsse. Belebung des historischen Sinnes

möge sehr wünschenswerth erscheinen: Oesterreich aber frage, wozu die Geschichte gebraucht werden solle. In einer Zeit, welche Alles in Gift zu verwandeln wisse, gebe sie so gut gegen als für das Bestehende, Waffen. Wenn auch das Unternehmen jetzt noch ohne weiteren Zweck sei, worauf er nach der Unterredung mit G. G. (Stein) zu Nachen leben und sterben wolle, wenn auch der persönliche Charakter des Herrn Vicepräsidenten, Freiherrn von Aretin Exc., und der übrigen Mitglieder der Centraldirection für die nächste Zukunft das vollständigste Vertrauen einflöße, so sei damit noch keine Versicherung für spätere Zeiten gegeben, und der Bundestag in diesem Falle keine Garantie. Da indessen die Besorgnisse, welche das Entstehen einer so bedeutenden Organisation in Frankfurt veranlasse, erst nach beendigten Vorarbeiten, also vielleicht in zehn bis fünfzehn Jahren, wirklich werden könnten, und ein bloßes Sammeln und Herausgeben der Quellen als solcher ein rein mechanisches Geschäft sei, welches zwar nicht ohne vielseitige Vorkenntnisse zu Stande komme, aber keinerlei Art politischer Beziehung zeige, so habe er dem Fürsten gerathen, jene, erst nach beider Tode eintretenden Besorgnisse auf sich beruhen zu lassen, und die Sache, in die man einmal so weit eingegangen, auszuführen . . . Dem Kaiser sei das Entstehen dieser Gesellschaft unmöglich angenehm gewesen, zu viele Erfahrungen rechtfertigten den vorläufigen Verdacht gegen Alles, was jetzt als Gesellschaft oder Vereinigung auftrete; er habe sich daher gewundert, wie der Fürst erlaubt habe, seinen Namen dabei zu gebrauchen, indessen liege es im Charakter des Fürsten, sich durch kleine Besorgnisse nicht berühren zu lassen. Zum Glück für das Unternehmen habe es nicht später begonnen. So wenig der Kaiser die Sache an sich lobenswerth finden, so gewiß er die Hälfte aller Mitglieder verwerfen müsse, so werde er doch auf die Vorstellung des Fürsten wahrscheinlich die für Oesterreich vorgeschlagene Theilnahme in Masse genehmigen. Thue er es nicht, so nehme freilich die Sache eine ganz andere Wendung. Auf Begünstigung habe die Gesellschaft

Stein's Leben.

nicht zu rechnen, sie werde nie gern gesehen werden, aber auch keine positiven Hindernisse finden Ein thätigerer literarischer Verkehr als bisher zwischen Wien und Frankfurt Statt gefunden, könne nicht im Gesichtskreise der Regierung liegen, historische Forschungen österreichischer Gelehrten litten keine Beschränkung, wie die Arbeiten des Chorherrn Kurz bewiesen; auch wenn alle Historiker des Landes — es möchten aber wohl nicht sechs sein! — gemeinschaftliche Untersuchungen anstellen, Werke herausgeben, ja selbst mit einigem Aufsehen von Zeit zu Zeit Versammlungen halten wollten, ließe man es ruhig geschehen; sobald aber die Sache eine Organisation annehme, werde sie verdächtig, weil die Regierung ihrer nicht mehr versichert sei.“ —

War es nicht protestantisch, specifisch protestantisch, wenn Stein über die Wiener Anschauungen an Perz schrieb:

„Will man das böse Princip bekämpfen, so sollte man sich doch nicht zum Verdacht gegen das Gute hinreißen und zum Glauben verleiten lassen, daß nur das Gewöhnliche, wohl gar nur das Gemeine, Vertrauen verdiene.

„Wozu die Geschichte gebraucht werden solle? mir scheint, daß eine solche Frage von dem ganzen Menschengeschlechte längst beantwortet worden — denn der rohe Wilde, wie der cultivirte Europäer lebt gerne in der Erinnerung der Thaten seiner Vorfahren — soll Geschichte auf Universitäten einen Lehrstuhl finden, so muß der Lehrer aus reinen, ungetrübten Geschichtsquellen schöpfen. Wer konnte es sich nur träumen lassen, daß ein Unternehmen, welches einen so ausgemachten literarischen Werth hat, als eine vollständige kritische Sammlung der ohnehin größtentheils längst gedruckten und längst benutzten *scriptores rerum German.*, als ein gefahrdrohendes, Staatsmänner beunruhigendes Unternehmen angesehen werden könne! Ein russischer Censor ließ in Mitau Lissots *Avis au peuple*, ein bekanntes medicinisches Buch, ein anderer in Moskau Klopstocks *Meßias*, als

mystische Irrthümer verbreitend, verbrennen. Tadelt man nicht mit Recht an der revolutionären Schule, daß sie alles Geschichtliche verwerfe, alles Bestehende zerstöre und ein neues Gebäude aufführen wolle, das in ihrem Gehirn erzeugt worden, in der Luft gegründet sei?“ —

Trotz der *auri sacra fames*, über die Stein klagt, daß sie heftiger bei den Meisten sei als der Durst nach Wissenschaft, trotzdem, daß die Regierungen in der Sammlung deutscher Geschichtsquellen etwas Staatsgefährliches, manche Gelehrten etwas Serviles witterten, wovon sie ihre Hände rein halten wollten, wie denn der alte Wolf darin eine große Verschwörung sah, die Geschichte für oligarchische und katholische Zwecke zu verfälschen, ging das Werk voran und Stein hatte die Freude, noch die Ausgabe der beiden ersten Bände desselben zu erleben. Es gemahnt uns Stein öfters als das Urbild des protestantischen Heldenthums: wie Luther erst die großen Schlachten gegen den Papst schlug und dann das evangelische Volk innerlich aufbaute, so war Stein bemüht, nachdem er kräftig mitgeholfen, Napoleon zu vernichten, Deutschland aus seinem ureignen Geiste, wie er aus den Urkunden seiner Geschichte lebendig zu uns spricht, zu erneuern.

Auch die Kunst fand in ihm einen Freund. Als der Kronprinz von Preußen die Herstellung des deutschen Ordensschlosses zu Marienburg an der Rogat angeregt hatte und Schön alles aufbot, zur würdigen und schönen Ausführung des Baues, von den ritterlichen Familien, deren Verwandte dem Orden angehört hatten, Beiträge zu erhalten, übernahm Stein 300 Granitpfeiler und bestimmte dafür 400 Thaler. Lebhaft interessirte er sich für die Erhaltung schöner kirchlicher Gebäude in der Rheingegend. Auch seinem eigenen Schlosse zu Rappenberg dachte er, wie Perz erzählt, durch Kunstwerke einen größeren Reiz zu geben. Bei seinem Aufenthalte in Rom hatte er die ersten Erfolge der von Cornelius, Dverbeck, Veit, Koch wieder erweckten Frescomalerei in den Bartholdi'schen Zimmern gesehen und den Gedanken gefaßt, in seinem großen Hauptsaal in Rappenberg

eine Reihe Frescomalereien aus der deutschen Geschichte durch bedeutende Künstler ausführen zu lassen. Cornelius verließ dazu seinen Beistand; er wollte die Entwürfe leiten und die Ausführung durch seine in Düsseldorf von ihm gebildeten Schüler beaufsichtigen. Während aber noch die Gegenstände und die Vorbereitungen zur Ausführung berathen wurden, erhielt Cornelius den Ruf des neuen Königs von Bayern nach München; damit fiel die Gewähr für die Arbeiten hinweg, und Stein ging auf den Gedanken ein, die Fresken durch einige große Delgemälde zu ersetzen, da man dabei nicht von Cornelius Schülern abhing, sondern überall die besten Meister wählen konnte. Er schrieb deshalb an Frau von Humboldt, die mit Rauch und Schinkel sprach und deren Beistimmung zu dem veränderten Plane meldete. „Sie hält es“, schrieb Wilhelm von Humboldt im Namen seiner Frau, „Ihrer Lage, Ihrer Stellung und vor Allem Ihrer Gesinnungen angemessen, daß Sie etwas so Bedeutendes für die Kunst thun, und als einen Beweis, daß man so etwas in solchen Umständen thun muß, hinterlassen. Durch die Art, wie Sie es thun, und durch die Wahl der Gegenstände verbindet es sich mit Ihren individuellsten Ansichten, und es liegt etwas Edles, Schönes, Ihrer vor allen Anderen Würdiges darin, sowie Sie auch in Nassau gethan haben, Privatwohnungen nicht bloß nach Bequemlichkeit und Mode mit vergänglichem Schmuck, sondern mit dauernden Kunstwerken — zum Ausdruck tieferer Gefühle oder zum Andenken an große Ereignisse auszustatten. Lassen Sie also keinem Zweifel Raum. In vier Jahren steht der Saal vollendet da, und der Himmel wird einen Mann wie Sie, der, so lange er lebt, Vielen zum Trost und zur Kräftigung dasteht, noch viel länger als diese wenigen Jahre erhalten.“

Kolbe in Berlin und Schnorr in München wurden für die Bilder gewonnen, ersterer, wie es scheint, für die Schlacht auf dem Lechfelde, letzterer für den Tod des Kaisers Friedrich's I. Durchaus vaterländisch war auch seine Richtung in der Kunst. Er schrieb an die Gräfin Wosß nach Berlin: „Ich hoffe, das Bild des Professor Kolbe wird gelingen; ich wünschte, Sie sagten

ihm oder Geheimerath Schinkel, er möchte die Gesichter seiner Kämpfer aus der Natur und nicht nach der Einbildungskraft wählen. Kaiser Otto drückt nicht Kraft und Würde in seinen Zügen, sondern verzerrten Ingrimms aus; in Witichind's, des Mönchen von Corvey, Chronik wird seine Gestalt und Gesichtszüge beschrieben. Herr Kolbe sollte diese Stelle nachlesen, und will er idealisiren, so wähle er die Züge des Feldmarschalls Blüchers und seinen Körperbau.

„Ich freue mich sehr, den Feldmarschall Gneisenau zu sehen — ich wünschte, er liehe dem Herzog Conrad seine Züge — der die Schlacht im Lechfeld entschied.“ Später schrieb er an Stadtrath Knoblauch in Berlin: „Die berliner Künstler scheinen mit der deutschen Geschichte wenig vertraut, wenn sie glauben, sie liefere ihnen nichts wie Schlachten und Scharmügel — ich will ihnen dreißig vortreffliche Gegenstände, so zum Malen geeignet sind, namhaft machen. Kunst soll Vaterlandsliebe beleben, und ich zweifle, daß Bredamonte und Rinaldo, selbst nicht der Hippogryph, dieß wirken werden.“ Wie er überall sich freute, wenn die Privatthätigkeit sich auf das Gemeinnützige richtete, so nahm er Antheil an der Bildung des rhein-westphälischen Kunstvereins zum Ankauf der Kunstwerke junger Künstler. Er hielt es für eine Standespflicht, deutsche Kunst zu pflegen und durch die Kunst deutschen Sinn zu erwecken und zu erhalten.

Im schönsten Sinne als adlichen Herrn zeigt ihn ein anderer Zug aus seinem Leben, den wir mit Pertz's Worten den Lesern vorführen. Als Erbe der alten ausgestorbenen Freiherren von Landscron und in Gemeinschaft mit dem Besitzer der reichsgräflich Nesselrode-Reichenstein'schen Erbverlassenschaft, Reichsfreiherrn Droste-Wischering, stiftete er, um die Herren von Landscron jetzt und künftig in frommem Andenken zu erhalten und einem zeitigen Pfarrer zu Bodendorf als dem Hauptort der ehemaligen Herrschaft Landscron ein der Würde seines Amtes angemessenes Einkommen zu sichern, 26 $\frac{1}{2}$ Morgen Land, 3 Morgen Wiesen, 2 $\frac{1}{4}$ Morgen Weinberge und 28 Morgen Rahmhecken, deren Nutzung dem zeitigen Pfarrer Fey zu Bodendorf

und dessen Amtsnachfolgern gegen die Verpflichtung überwiesen ward; jeden Sonnabend für die verstorbenen Herren von Landscron eine Messe zu lesen oder lesen zu lassen, während der fünf Sommermonate in der ehemaligen Schloßcapelle zu Landscron, in den übrigen Monaten in der Pfarrkirche zu Bodendorf. Beim Aufhören der Leistung, oder falls geistliche oder weltliche Behörden an der Bestimmung jener Einkünfte etwas abändern würden, ward der Rückfall der Stiftung an die Familie vorbehalten. Der Pfarrer Fey erbat die Bestätigung seines Bischofs von Trier, und dieser ertheilte sie mit dem Zusätze, er wünsche auch und empfehle, auf den Antrag des Herrn Pfarrer Fey, einem jedesmaligen Pfarrer zu Bodendorf, alljährlich am 25. October als am Geburtstag des Herrn Stifters, nach dessen Ableben aber an dessen Sterbetage, ein Amt nebst einer Anrede zu dessen Andenken in der Pfarrkirche zu Bodendorf zu halten,

Der würdige Pfarrer, schließt Perg, der diesen Dank für den protestantischen Stifter beantragte, und der Bischof Hommer, welcher ihn genehmigte, würden in unseren Tagen der Verfeinerung schwerlich entgehen (nach den Vorgängen in München und Karlsruhe bei dem Tode protestantischer Regenten zu schließen); es wäre denn aus Rücksicht auf den Ertrag der Stiftung.

Elftes Capitel.

Stein als evangelischer Christ.

Leuchtender als durch die Dotation einer Pfarrei wird Stein's Liebe zur Kirche uns vor die Augen gestellt, wenn wir uns anschicken, in ihm den evangelischen Christen zu betrachten. Er war ein guter Protestant insofern der Protestantismus in Deutschland der Vater der freien, auf die Wahrheit allein gerichteten wissenschaftlichen Forschung ist, das hat er durch seine Ansicht über das Studium der Geschichte, die wir oben gehört, bewiesen. Und sein ganzes Leben und Handeln beweist, daß er die tiefe, sittliche Auffassung des Staats hatte, welche dem Protestantismus eigen ist. Aber er war ein evangelischer Protestant, der für sich selbst das Evangelium erfaßte als die Kraft Gottes, selig zu machen alle, die daran glauben. Als evangelischer Christ gehörte er der unsichtbaren Gemeinde derer an, die aus frömmerer Zeit sich ein Glaubensfünklein gerettet haben, das dann im Sturme und Drang der Knechtschaft und der Befreiung zur Flamme entfacht und in ruhigeren Tagen durch treues Halten zur Kirche genährt und erhalten ward. Es mag diese Seite an dem Wesen unseres Helden bis jetzt weniger beachtet und hervorgehoben worden sein: die Geschichte seines Lebens aber, wie sie uns jetzt vorliegt, zeigt uns in ihm einen bewußten, klaren, im kirchlichen Glauben stehenden und diesen Glauben im frommen Leben auswirkenden evangelischen Christen. Seine Jugendbildung fällt in eine Zeit, die für die Entwicklung religiöser Gesinnung nicht ungünstiger sein konnte. Aber schon in Göttingen, wo er zur Zeit des Hainbundes studirte, unterschied er sich von seinem Freund Rehberg durch die Art, wie die Religion sich in ihm gestaltete. Während Rehberg